



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S. A.: Eine Mahnung an Oestreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Gemeinen die Intelligenz beim Angriff und im Handgemenge jedes Lobes würdig. Selbst die Gemeinen sind sich der Ueberlegenheit, welche ihnen Umsicht und Gewandtheit giebt, wohl bewusst. Freilich bedarf keine Waffe so sehr der Kriegserfahrung, wie die Cavalerie, und die unsere ist nach dieser Richtung jetzt noch in ihrer Lehrzeit.

Auch die Artillerie thut ihre Schuldigkeit, Gemeine und Batterieoffiziere. Aber in dieser Waffe sind wir gegen die Oestreicher im Nachtheil, denn wir haben weniger gezogene Geschütze als sie. Vor dem Krieg ist der Kampf gegen das Beibehalten der glatten Waffe in unserem Heere lebhaft gewesen und von den Vertretern der neuen Richtung tapfer geführt worden; aber einflussreiche Meinungen stellten sich dagegen und wir waren damit nicht durchgedrungen. Dieser Fortschritt wird der erste sein, den wir nach dem Frieden zu machen haben.

Im Ganzen ist unsere Armee nach harten Schlachttagen und unerhörten Strapazen so frisch und kampffähig, daß es jeden mit hoher Freude erfüllen muß, darin zu dienen. In Offizieren und Gemeinen lebt bei allem freudigen Selbstgefühl Billigkeitsinn und menschliche Gesinnung. Wir sind stolz darauf geworden, Preußen zu sein, und das darf man uns nicht verübeln, denn wir haben uns tüchtig gerührt. Wir werden, wills Gott, auch unsere Schuldigkeit thun bei der Arbeit, welche uns noch bevorsteht.

Eine Mahnung an Oestreich.

Wer den dritten Juli 1866 miterlebt hat, wird gewiß, und würde er auch ein noch so hohes Alter erreichen, den Tag nicht vergessen. Der preußische Sieg, man wird ihn hoffentlich bald den deutschen Sieg bei Königgrätz nennen dürfen, begründet einen neuen Abschnitt in unsrer Geschichte. So gewiß wir davon überzeugt sind, so schwer wird es uns doch noch, auf die Frage: Was nun? alsbald eine bestimmte Antwort zu ertheilen. Wenn wir, die wir doch mit einem klaren Ziele vor den Augen in den schweren Kampf gegangen sind, in unsrer Rede stocken, vorläufig nur Hoffnungen und Wünsche aussprechen können, wer wird es den Völkern Oestreichs verargen, daß sie, über ihre Zukunft befragt, verstummen. Haben sie doch die größte Mühe, sich gegenwärtig zu halten,

wie alles so unerwartet gekommen und das furchtbare Schicksal, das sie blüßschnell ereilt, zu fassen. Schwer und peinlich wird für sie die Selbsterkenntniß sein, sie bleibt aber trotzdem unerläßlich, soll der Krieg nicht zu einer nutzlosen Menschenschlächterei ausarten.

Es geht nicht an, daß die Oestreicher auch fernerhin nur in der schlechteren Bewaffnung ihrer Soldaten die Ursache der Niederlage finden. Die Zündnadelgewehre haben ihre Schuldigkeit gethan, mit der entschieden tüchtigeren Führung der preussischen Armee haben sie aber nichts zu thun. Noch viel weniger darf man in Oestreich glauben, das ganze Mißgeschick des Nordheers erklären zu können, indem man ein halbes Duzend Generale für Dummköpfe oder wohl gar Verräther ausgiebt. Ist denn aus den Oestreichern so sehr alle Scham und alle Vernunft gewichen, daß sie nicht ahnen, mit welchem Vorwurfe sie ihr eigenes Land belasten, wenn sie Verrath bei den Spitzen ihrer Aristokratie für möglich halten. Konnte Graf Lam-Gallas, einer der reichsten und angesehensten Cavaliere Oestreichs, für ein gutes Stück Geld von Preußen gewonnen werden, konnte Preußen sich die Kenntniß aller östreichischen Kriegspläne erkaufen, die gesammte Operationskanzlei bestechen, so ist überhaupt die politische Existenz der Großmacht Oestreich unmöglich. Gibt der Verrath so nahe am Throne, wer kann dann noch an die Festigkeit des letzteren glauben. Die Beschränktheit bei den meisten Heerführern geben wir zu. Noch immer waltet zwischen Gyulai und Benedek ein großer Unterschied. Gyulai war ein Geschöpf des Hofes, von seiner Unfähigkeit jedermann, noch ehe er den Tefsin überschritten hatte, überzeugt; Benedek ist durch die öffentliche Meinung an die Spitze des Heeres gerufen und wenn der Unglücksmann sich schließlich für unfehlbar, für einen wahren Kriegsgott hielt, so durfte er sich auf die gleiche Meinung aller Oestreicher berufen. Seit sieben Jahren hat jedermann, der eine laute Stimme in Oestreich besaß, Benedek geschmeichelt, ihn als unbezwingliches Schwert des Reiches gepriesen, jeden Zweifel an seiner Befähigung dem Hochverrath gleichgestellt. Alle Parteien in Oestreich hatten Benedek auf den Schild gehoben, alle gleichmäßig daran gearbeitet, den Dünkel und die Ueberschätzung in ihm zur üppigsten Entwicklung zu bringen. Geht er jetzt an diesen Eigenschaften zu Grunde, so haben sich die Parteien in Oestreich, die Mehrheit der Bevölkerung selbst anzuklagen. Sie tragen die Verantwortung des schlechten Ausgangs des Kampfes, sie haben diesen provocirt und ihm den Charakter des übermüthigen, frechen Spieles aufgedrückt.

Diese Selbsterkenntniß verlangen wir von den Völkern Oestreichs. Sie ist, wenn auch ein harter, doch der einzig sichere Weg, die neueste Niederlage für ihr eigenes Land fruchtbarer zu machen, als es die Niederlage bei Solferino gewesen. Wer an eine tiefere Aenderung im östreichischen Staatswesen, an eine wirkliche Einkehr und den Aufschwung zum Besseren als Folge des schmach-

vollen italienischen Feldzuges glaubte, sieht sich bitter getäuscht. Bei der Regierung waltet nach wie vor beschränkte Hartnäckigkeit, falsche Berechnung ihrer Kräfte, die Scheu vor wahrer Volksthümlichkeit; die Parteien, die beinahe ebenso viele Stämme bilden, bezeichnet noch immer Bankelmuth, eine kindische Hingabe an augenblickliche Eindrücke, ein gründliches Mißverständniß ihrer wahren Interessen. Da und dort sind alle alten Fehler geblieben, zu diesen aber noch neue hinzugetreten. Die frühere österreichische Regierungspolitik erinnerte an die Methode der katholischen Kirche. Man konnte mit ihr nicht übereinstimmen, man durfte ihre falsche Grundlage und verwerfliche Richtung verdammen, man blieb aber immerhin geneigt, ein gewisses vornehmes Auftreten, eine imponirende Großartigkeit in ihrem ganzen Wesen an ihr zu rühmen, und damit manche Gebrechen zu entschuldigen. Die alte österreichische Regierung wurde vielfach gehaßt, niemals verachtet. Seit 1859 ist darin ein bedauernswerther Umschwung eingetreten. Ein heimtückisches, jesuitisch-frömmelndes Element hat sich in den Regierungskreisen eingebürgert, ein bis zur Schamlosigkeit grundsatzloses Verfahren erregt kaum noch Anstoß, die Unbefangenheit im Wechsel der Standpunkte ist förmlich zur Gewohnheit geworden. Wir wollen den Grafen Moriz Esterhazy nicht für diese Wandlung verantwortlich machen, Thatsache ist es, daß dieselbe mit seinem Eintritt in die Regierung gleichzeitig sich äußerte. Nicht besser ist es den einzelnen Volksparteien ergangen, so weit sich dieselben in der Presse erkennen lassen. An politischer Reife haben sie nicht gewonnen, dafür einer beschränkten Selbstucht und einer ganz unerhörten Trivialität sich hingegeben. Sie tragen einen schweren Theil der Schuld an dem Mißlingen des parlamentarischen Experimentes. Daß die Räte des Kaisers sich nicht rasch mit dem Reichstagsinstitute befreundeten, war vorauszusehen. Ihnen erschien das Parlament als eine auferlegte herbe Buße für manche Unterlassungssünden. Desto eifriger mußten die Volksparteien auf die Wahrung und Hebung des parlamentarischen Ansehens bedacht sein. Sie thaten das Gegentheil. Bald rechthaberisch, bald durch zudringliche Schmeichelei sich wegwerfend, verloren die Reichstagsmitglieder schnell allen Einfluß auf die Regierung. Erfuhr man doch deutlich, daß in den Augen gar mancher Volksvertreter nicht die Aufnahme ihrer Parteigrundsätze in den Kreis der Regierungsanschauungen, sondern ihre persönliche Mitwirkung an der Administration als das bessere Kampfziel galt.

In demselben Grade, als sich die Furcht vor dem Reichstage am Hof minderte, nahm auch die Achtung der Wähler vor ihren Repräsentanten ab. Mit dem in Oestreich ganz gewöhnlichen Umschlag der Stimmung wurde der Reichstag, dessen Mission anfangs nicht hoch genug geschätzt werden konnte, später als eine überflüssige, nutzlose Einrichtung verspottet. Auf seine Thätigkeit durfte der letztere nicht pochen. Wer für die vollendete Trefflichkeit der Februarverfassung einstand, ärgerte sich, daß die Versammlung vor dem Schottenthore nicht

das Geringste dafür that, die Einzelgesetze mit derselben in Einklang zu bringen. Wer dem Centralisationsystem abhold war, fand den besten Beweis für dessen Unbrauchbarkeit in dem Umstande, daß der centralistisch gesinnte Reichstag weder die ungarische, noch die italienische, noch die deutsche Frage ernstlich zu discutiren wagte, von deren Lösung denn doch die Entwicklung des constitutionellen Lebens in Oestreich nothwendig abhängt. Diese Scheu, die einzig richtigen Grundlagen der Staatsordnung zu erörtern, hat nicht allein die Sifirung der Verfassung möglich gemacht, sondern auch den gegenwärtigen Krieg verschuldet. Niemals hätte es das wiener Cabinet gewagt, mit frevelhaftem Uebermuth und, wie der Erfolg lehrt, so leichtsinnig und mit vollständiger Verkennung der Feindeskräfte, Preußen die Fehde anzukündigen, niemals hätte es den sogenannten großdeutschen oder richtiger großösterreichischen Standpunkt so unverholen als siegesgewiß ausgerufen, wenn es nicht durch die Verblendung und den Egoismus der östreichischen Stimmen dazu wäre ermuthigt worden. Wie jubelten die im Auslande geworbenen großdeutschen Politiker Wiens, als sie den steigenden Deutschenhaß der slavischen Bevölkerung Oestreichs bemerkten. Die armen czechischen Tröpfe ahnten die Falle nicht, welche ihnen durch die plöbliche Begünstigung einer urslavischen Originalcultur gelegt wurde. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich über den Abstand ihrer Bildung von der deutschen ärgerlich aussprachen, daß Eifersucht und Eitelkeit unter ihnen geweckt wurde. Sie grollten allem Deutschen, dessen Existenz ihre eigene Culturarmuth in das hellste Licht stellte und, wie das beschränkten, verblendeten Leuten immer geht, fanden sie für ihren fanatischen Haß keine Grenze, glaubten sich zur Befehdung des deutschen Staatsgedankens berechtigt, obgleich sie doch hätten wissen müssen, daß derselbe sich nicht in und mit Oestreich durchführen lasse, und daß grade seine Verkörperung das Kaiserreich auf den Gebrauch seiner eigenen Kräfte beschränke. Nichts zeigt den Verfall des politischen Geistes so offenbar, als die gegenwärtige Stellung der nichtdeutschen Stämme Oestreichs zur deutschen Frage. Im Jahre 1850 drohte gleichfalls Krieg zwischen Preußen und Oestreich, wurden ähnlich wie heute politische und nationale Leidenschaften auf den Kampfplatz gerufen. Ohne das geringste Schwanken setzten damals die nichtdeutschen Stämme Oestreichs den Ausschluß des letzteren aus dem deutschen Bundesstaate, die Erhebung Preußens zur deutschen Hauptmacht auf ihr Programm. Keine norddeutsche Zeitung vertrat 1850 die preußischen Ansprüche mit größerem Eifer als die prager „Union“, die von Czechen gestiftet, von Slowaken, Serben, Polen, zuletzt auch von Magyaren unterstützt worden war. Wegen seiner Parteinahme für Preußen wurde die „Union“, das slavische Centralorgan, vom Fürsten Felix Schwarzenberg gewaltsam unterdrückt, der Widerstand gegen die großdeutschen Pläne den Slaven von der Regierung am heftigsten vorgeworfen. Und jetzt? Weil die „deutschen Culturträger“ nun einmal in Acht und Bann gethan sind,

wird auch Preußen mit grimmigem Hasse verfolgt, und um die czechische Original-literatur, die nicht existirt, vermeintlich zu sichern, den großdeutschen Plänen gehuldigt. Die größten Spottlieder auf die Preußen stammen aus dem czechischen Lager, der üppigste Uebermuth fand in czechischen Kreisen seine Nahrung. Hat blinder Racenhaß und erbärmliche Eitelkeit die Slavensführer von ihren politischen Pflichten abtrünnig gemacht, so verleitete die Deutschöstreicher die bloße Furcht, nicht mehr die privilegierte Rolle in Oestreich spielen zu können, wenn sie auf ihre eigenen Kräfte angewiesen sind, zu großdeutschen Phantasien. Auf die vielhundertjährige Herrschaft Oestreichs über Deutschland, auf die vielen Millionen Stammesbrüder, welche ihnen den Rücken decken, auf Oestreichs deutsche Ehre und deutsche Mission wiesen sie hin, wenn sie nach dem Rechtstitel ihres überwiegenden Einflusses im vielgliedrigen Kaiserstaate gefragt wurden. Sie haben sich in die Stellung eines Präsidialvolkes unter den übrigen Stämmen Oestreichs eingelebt, kein Wunder, daß sie an der Präsidialmacht Oestreichs im deutschen Bund so hartnäckig festhalten, lieber mit dem Widerspruche sich beladen, gleichzeitig ein centralisirtes Oestreich und einen deutschösterreichischen Bundesstaat zu wünschen, als eine ihrem bequemen Egoismus lieb gewordene Stellung aufzugeben. Mit demselben Cynismus, mit welchem die deutschen Wortführer das wirthschaftliche Elend ihres Vaterlandes nicht achteten, weil es dem leichtlebigen wiener Völkchen die Mittel zum Jubiliren nicht vorenthielt, haben sie auch die deutsche Nation zum Dienste Oestreichs verpflichtet angesehen, weil, so lange die deutschen Mißverhältnisse walteten, die Bewohner der alten österreichischen Provinzen sich nicht anzustrengen brauchen, ihre Position zu sichern. Sie haben sich erfolgreich in eine lange Kette von Täuschungen hineingelebt, sie haben leider auch die schlechtesten Mittel nicht zurückgewiesen, um die übrige Welt gleichfalls zu betrügen, diese in dem Wahne zu lassen, es handle sich in Wahrheit um ernste Interessen, wo doch nur frivole Gelüste im Spiele waren. Selbst die neueste Infamie des wiener Hofes, die Schenkung Venetiens an den Kaiser Napoleon, diesen Faustschlag der eigenen Arme in das Gesicht, begleiten die Vertreter der öffentlichen Meinung in Oestreich mit Händeklatschen. Das giebt freilich nur geringe Hoffnung, daß die gegenwärtige Krisis zu einer bessern Selbsterkenntniß führen wird als das Unglück des Jahres 1859. Und dennoch muß es wiederholt werden: die Niederlagen Oestreichs im Felde gefährden den Staat weniger, als die Selbstsucht und die frivole politische Anschauung, welche alle Kreise durchzieht. Man wird es in künftigen Tagen nicht glauben wollen, daß eine einzige unglückliche Kriegswoche ein großes Reich an den Abgrund des Verderbens bringen konnte. Der Hochmuth der Oestreicher vor dem Ausbruche des Krieges, das ewige Spotten über die Hanswursthusaren und Parade Soldaten Preußens war widerlich, vollends verächtlich erscheint die gegenwärtige Feigheit, nicht nur der großen

Masse der Bevölkerung, welche ein blinder Lärm: „die Preußen kommen“, in meilenweite Flucht jagen kann, sondern auch der kaiserlichen Behörden, welche noch überall vorzeitig ihre Amtssitze verließen, lieber Anarchie hervorriefen, als daß sie ihren kostbaren Reichthum einer Gefahr ausgesetzt hätten. Regierung und Regierte haben es in diesen Tagen deutlich bewiesen, daß die Begriffe politische Ehre und Gemeinwohl in Oestreich wenig bekannt sind. Wenn nur das Individuum keinen Schaden leidet, wenn nur die besonderen Interessen gewahrt bleiben; ob das öffentliche Wohl, ob der Staatszweck dadurch verlegt werde, erscheint der Mehrzahl gleichgiltig. Wir wagen angesichts der Thatfachen nicht die Hoffnung zu äußern, daß die verderbliche Richtung des östreichischen Volksgesistes sich bald ändern werde, desto schärfer aber müssen wir daher die Forderung betonen, daß alle, die auf die Volksmeinung Einfluß üben, diese Aenderung und die ihr vorangehende Selbsterkenntniß und Umkehr vorbereiten. Wird man nicht endlich jetzt zu der Einsicht gelangen, daß ein Reich nicht kraftvoll bestehen kann, in dessen Regierung alle, nur nicht des Reiches und Volkes eigene Interessen mitsprechen dürfen. In Oestreich gehört das Ministerium des Aeußern der großdeutschen Partei, das Ministerium des Cultus den Ultramontanen, das Finanzministerium den Börsenjuden, das Ministerium des Innern den Großgrundbesitzern, jenes des Krieges endlich einigen privilegierten Offiziersfamilien an. Dieses wäre aber nicht möglich, wenn die östreichischen Volksstämme Muth besäßen, sich selber anzugehören, wenn nicht auch sie stets nach der Fremde schielten, nur durch fremde Hilfe, nicht durch eigene Kraft sich stärken wollten. Wird nicht der gegenwärtige Augenblick zu einer Agitation benutzt, welche die Regierung zwingt, endlich einmal östreichisch zu sein, nachdem sie bisher nur großdeutsch, italienisch, russisch, päpstlich gewesen war, wird nicht insbesondere in dem Ministerium des Aeußern endlich einmal gründlich aufgeräumt, und aus demselben das Schmarogergeschlecht vertrieben, wagt nicht endlich jetzt die Reformpartei auf ihre Fahne einfach aber ehrlich zu schreiben: Oestreich für Oestreich, so werden die künftigen Geschlechter noch von ganz anderen Schlägen und Niederlagen Oestreichs zu erzählen wissen, als wir sie gegenwärtig schauen.

A. S.